

IV. Skizzen aus Corsika.

Hatte mich das Schicksal oder vielmehr der Sturm nun einmal doch, statt nach Smyrna, nach Corsika verschlagen, so galt es jetzt das möglichst Angenehme und Nützliche aus diesem Umstand zu gewinnen. Corsika aber wieder zu verlassen, ohne das Geburtshaus Napoleons besucht zu haben, schien mir noch eine ungleich größere Reisesünde, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst zu sehen. Auch unser freundlicher Wirth in der großen stattlichen „Locanda“ (Wirthshaus) unweit des Fußes des hohen „Monte Renoso“, bei dem wir uns schon vier Tage von den letzten Strapazen des Schiffbruchs ausgeruht hatten, hielt es für heilige Pflicht, daß wir deshalb nach Ajaccio reisen mußten. Er war ein begeisterter Anhänger des großen Kaisers, unter dem er zuletzt noch als 18 jähriger Bube in der Schlacht bei Waterloo gefochten hatte, und nannte ihn stets mit nicht geringem Stolz seinen „Compatriote“ (Landsmann). Daß der Vater meines Gefährten, des alten polnischen Capitains, so einige 16 Feldzüge unter dem „Napoleone primo“, wie der große Kaiser jetzt wieder genannt wurde, mitgefochten hatte, trug gewiß viel zu der ungemein freundlichen, ja selbst herzlichsten Aufnahme bei, die wir armen Schiffbrüchigen hier gefunden hatten. Aber auch auf den jetzigen Napoleon hielt unser wackerer Pasquale Giavanolli ein ganz Theil, obgleich er im Grunde nicht viel von ihm wußte. Doch er führte ja den Namen Napoleon,

war ein Neffe des großen Kaisers, ein Corse seiner Abstammung nach, und dies genügte schon, ihn hoch zu stellen. Kaum konnte er es erwarten, daß der neue Napoleon sich die Kaiserkrone Frankreichs auf's Haupt setzte, und meinte stets, „er hätte dies nur gleich schon im December vorigen Jahres thun sollen.“ Gleiche Meinung habe ich überhaupt überall fast von allen Leuten, mit denen ich während meines 10tägigen Aufenthaltes in Corsika in Berührung kam, ausgesprochen gehört, und stets eine große Freude damit vereint, daß ein Napoleon jetzt wieder die Herrschaft über Frankreich führe.

Bei unserem Pasquale Giavanolli hatte man so recht Gelegenheit, eine echt corsische Wirthschaft kennen zu lernen, und dies war von großem Interesse für mich. Zwar hatte der Alte mehrere Jahre als Corporal bei französischen Voltigeurs gestanden und sprach wie alle gewesenen Soldaten gern und viel von seiner militairischen Dienstzeit, war aber selbst ein echter Corse durch und durch bis auf die kleinste Ader geblieben.

Seine „Locanda,“ denn dafür hielten wir es, von einem Hirtenbuben dahin gewiesen, obgleich ich später, als ich die Zechen bezahlen wollte, zu meiner nicht geringen Verlegenheit erfuhr, daß es gar kein Wirthshaus war, sondern wir nur die uneigennützigste Gastfreundschaft genossen hatten, für welche jede Vergütung sehr bestimmt abgeschlagen wurde, lag vom Dorfe entfernt, am Eingange des Thales von Savignano. Den unsichern Zustand der Insel, wo Mordthaten und Blutrache zu den gewöhnlichsten Dingen gehören, konnte man schon aus der ganzen Bauart des Hauses erkennen.

Fast wie ein kleines Castell, mit hohen Ringmauern, festen Thorwegen, einer Art Wartthurm zum Auslugen, alles ganz von grauem Felsstein erbaut, lag es am Abhang eines Hügels, unter dem Schatten mächtiger Kastanien. Nie sah ich so große, kräftige Bäume dieser Art, die wirklich etwas Imposantes hatten, wie hier.

Alle Fenster des Wohnhauses waren eine Etage hoch angelegt und mit eisernen Gitterstäben eng verwahrt, während das untere Geschos zur Kemise diente. Der „Vendetta“ (Blutrache) wegen, diesem unausrottbaren Uebel in Corsika, das noch alljährlich viele Opfer fordert, war die feste castellartige Bauart angewandt worden. Zwei Brüder meines Wirths waren in der „Vendetta“ erschossen und, wie dann immer der Fall, wieder blutig gerächt worden. Jetzt lebte übrigens Pasquale Giavanolli schon seit 12 Jahren ohne Fehde mit allen seinen Nachbarn in der besten Freundschaft und war von nicht geringem Ansehen bei sämmtlichen Bauern und Hirten des ganzen Savignano-Thales. In der „Vendetta“ sollte derselbe übrigens früher schon drei Feinde erschossen haben, wie man uns später erzählte.

In den etwas dunkeln, niederen Zimmern dieses castellartigen Hauses führte nur „Paolina,“ so heißen fast alle Mädchen in Corsika, die einzige Tochter unseres Wirthes, mit einer alten tauben Frau das unumschränkste Regiment, da ihre Mutter schon lange gestorben war. Die sechs bis sieben Knechte, fünf bis sechs Mädchen, die zur großen wohlhabenden Wirthschaft gehörten, waren in der ganzen Zeit meiner Anwesenheit nicht im Hause, sondern oben auf den Bergen beim Heumachen beschäftigt, wo sie gleich drei bis vier Wochen ausbleiben. Es war ein schönes, kräftiges Mädchen, diese Corsentochter, deren Wesen etwas ungemein Charakteristisches und Abgeschlossenes zeigte.

Vier Tage war ich nun mit meinem treuen Gefährten, dem polnischen Hauptmann, der mich nicht verlassen wollte, in dem gastlichen Hause des Pasquale Giavanolli gewesen. Mein stark geschwollener Arm schien jetzt allmählich so weit wiederhergestellt zu sein, daß ich den Ritt nach Ajaccio unternehmen konnte, ohne wie bei dem ersten Versuch nach einer halben Stunde vor Schmerz wieder umkehren zu müssen. Wir hatten in dem Hause gut gelebt

und waren in Essen und Trinken nicht blöde gewesen, da wir, wie gesagt, stets glaubten, uns in einer Locanda zu befinden. Ein junges Zicklein war ganz von uns verzehrt worden; in dem geräucherten Schinken von dem mächtigen wilden Eber, den der alte Pasquale selbst im Walde von „Vizzavona,“ wo es der wilden Schweine genug giebt, geschossen hatte, war arge Verwüstung angerichtet worden, und die Polenta*) und eine Art von Pflinsen verstand Paolina nicht umsonst so fett und schmackhaft zu bereiten, wie ich sie weder vorher noch nachher je wieder in Italien gegessen habe, und Wein hatten wir tüchtig getrunken. Gar manche frische Bottiglia voll feurigen Rebensafts, wie ihn die Insel erzeugt, war aus dem Keller heraufgeschleppt worden, den Weg in unsere Kehlen zu finden. Was sollten wir auch sonst die ganze lange Zeit beginnen; an Bergklettern und Ausflügemachen hinderte mich mein geschwollener Arm, und der Capitain hatte in seinem langen, vielbewegten Leben schon so viel herumwandern müssen, daß er freiwillig und aus bloßer Wißbegierde keinen Schritt mehr that. Dazu war er auch ein zu guter Reisegefährte, als daß er mich ganz allein hätte lassen sollen, nachdem unsere übrigen Gefährten, der dicke Padre aus Turin und der jüdische Kaufmann aus Smyrna sammt der ganzen neapolitanischen Schiffsbefahrung schon am ersten Morgen zu meiner großen Freude nach Ajaccio abgezogen waren. Unser Wirth aber mußte fast den ganzen Tag oben in den Bergen bei seinen Leuten sein und kam gewöhnlich erst des Abends bei Sonnenuntergang auf seinem zottigen Bergkletter wieder herabgetrabt, sich dann einige Stunden zu uns setzend und mir zu Gefallen in französischer Sprache, die ihm ganz geläufig war, mit uns plaudernd. So hatten wir dann viele Zeit auf einer Steinbank unter dem Schatten der Pinien und Wallnußbäume vor dem Hause

*) Eine Art Kuchen.

gesehen, eingemachte, salzige, grüne Oliven naschend und dunkelrothen Wein schlürfend, den erregten Durst wieder zu löschen. Gar manches interessante Stücklein aus seinen abenteuerlichen Kriegsfahrten in Polen, Portugal und Sardinien hat mir der alte Capitain in solchen Stunden des „dolce far niente“ *) erzählt. Da beschloffen wir, am andern Tage vor Sonnenuntergang schon fortzureiten, um der großen Hitze zu entgehen, so frug der Capitain auf meine Bitte schon am Abend nach unserer Zechen, um sie zu bezahlen.

Paolina, an welche er sich gewandt hatte, schien seine Frage gar nicht zu verstehen oder sonst von derselben beleidigt zu werden, denn ohne ihm nur eine Antwort zu geben, holte sie den Vater herbei.

„Was sagt Ihr, Signore,“ erwiederte Dieser dem nochmals nach dem Betrage unserer Schuld fragenden Polen. „Mich dafür bezahlen, daß Ihr ein paar Tage mir die Ehre geschenkt habt, unter meinem Dache zu verweilen, sanguaccio di Dio, Ihr habt nur Spaß treiben wollen — aber freilich, Ihr kennt unser Land nicht. Nein, Signori, das laßt Euch vergehen, einem Corsen, der keine eigentliche Locanda besitzt, dürft Ihr nie für seine Bewirthung Geld anbieten, oder Ihr beleidigt ihn. — Doch kommt, Ihr Herren,“ fuhr er lachend fort, wie er uns unsere Verlegenheit ansah, „trinken wir noch ein „bicchierino di orvieto“, von dem ich noch ein Tröpfchen im Keller liegen habe. Wißt Ihr was, ich bringe Euch morgen selbst nach Naccio, statt des Pepi, der lieber droben die Aufsicht führen kann,“ und damit zog der Alte uns zum Tisch, und einige Foglietten des besten Weins wurden von uns lachend und in bester Laune noch geleert. Selbst eine „buona manu“ (Trinkgeld) am andern Morgen verschmähte die alte Magd, so daß wir für unseren ganzen Aufenthalt auch nicht einen Heller bezahlen

*) Das süße Nichtsthun — die angenehme Mußezeit.

konnten. Solche edle, uneigennütige Gastfreundschaft gegen Fremde soll man auf dem Lande in Corsika überall treffen. Auch herrscht für fremde Reisende die größte Sicherheit, und es soll nie vorkommen, daß dieselben angefallen und beraubt werden, außer in Fällen, wo die Corsen nach alter Sitte ein Recht dazu zu haben glauben, wie z. B. bei einem gestrandeten Schiff. In den Städten übrigens, und besonders in Ajaccio bin ich später so tüchtig geprellt worden, wie dies nur in einem Marseiller oder Genfer Hôtel hätte geschehen können.

Ein grauer Nebel lag noch am andern Morgen über der Gegend, als unsere kleinen Bergkletterer schon ungeduldig vor der Thüre wieherten. Wohl an 20 von diesen kleinen, rauhaarigen Kletterern, etwas plump und ungeschickt aussehend, aber stark von Knochen und feurig und ausdauernd im Laufen hielt sich unser Wirth. Dieselben liefen ohne weitere Pflege und Wartung Tag und Nacht in völliger Freiheit auf den nahen Bergwiesen umher, und wurden oft erst mit vieler Mühe eingefangen, wenn man sie satteln oder in die rohgearbeiteten zweirädrigen Holz-Karren, die allein im Gebrauche waren, einspannen wollte. Nur der alte Leibgaul, den Pasquale Giavanolli stets ritt, ein gedrungener, kleiner, schwarzer Hengst mit wilden Mähnen, die fast bis auf den Boden niederhingen, war gewöhnlich im Hofe angebunden, da sein öfteres Einfangen zu viel Zeit erfordert hätte.

Trotz des frühen Morgens nahmen wir erst ein kräftiges Frühstück, aus kaltem Schweinsbraten und warmer Polenta bestehend, ein, das mit einem tüchtigen Trunk Wein hinuntergespült ward, bevor wir uns in die Sättel schwangen.

„Buon viaggio signori a rivederci*),“ sagte beim Abschied noch die schöne Paolina, Jedem von uns die Hand reichend.

*) Gute Reise, meine Herren, auf Wiedersehen!

Unsere Cavalcade war so charakteristisch und den Eigenthümlichkeiten Corsikas angemessen, daß ihre Beschreibung hier wohl einen Platz verdienen kann. Zuerst, wie billig, unser Pasquale auf seinem Rappen mit einem hochlehnigen Sattel altfranzösischer Form, der ganz mit schwarzem Ziegenfell überzogen war. Auch das breite, altmodische Zaumzeug des Thieres war mit rothen wollenen Quasten und Troddeln reich besetzt. Unser Wirth trug heute sein bestes Gewand, eine saubere Jacke von dunkelgrünem Sammet mit silbernen Knöpfen reich besetzt, kurze Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe und bunt ausgenähete, sehr zierlich gearbeitete Gamaschen von feinem Hirschleder. Um den Leib war eine rothe Schärpe als Gürtel gebunden; an den Schuhen glänzten ein Paar mächtige, silberne Pfundsporen, während das spitze, rothe Barretto auf dem Kopfe heute von feinerem Stoffe und glänzenderer Farbe war, wie das alte schon sehr von Regen und Sonnenschein ausgebleichte, welches der Alte für gewöhnlich trug. Eine lange, weite Jacke, von eigenthümlich rauh aus Wolle und Ziegenhaar gewebtem Stoff, deren Schnitt und Form fast den „Schanzlöchern oder Pinjaken“ unserer norddeutschen Seeleute glich, hing lose zum Schutz gegen etwaigen Regen über den Schultern, auf denen auch der kurze, zweiläufige Karabiner mit reich ausgelegtem, kurzem Schaft, ohne den der Corse sein Haus nicht auf 20 Schritte verlassen wird, nicht fehlte. Vorne an der einen Seite des Sattels hing ein Ziegenfellschlauch mit Wein.

Mir selbst war die Ehre geworden, das Leibroß der Paolina zu reiten, einen muntern, jungen Hengst, der sehr zuverlässig und sicher ging; auch den mit rothem Plüsch überzogenen, bauschigen, altfranzösischen Männersattel und das rothe Zaumzeug des Mädchens hatte ich bekommen und befand mich ganz gut dabei. Nur das Geklapper meines Säbels konnte der Hengst nicht vertragen und machte so unruhige Sätze deswegen, daß ich zuletzt denselben ablegen und auf

das Packpferd mit befestigen mußte. Mein alter Capitain, der einen sehr bösen, kleinen Hengst ritt, ihn aber tüchtig zusammen zu nehmen wußte, hatte einen früheren Lanciersattel bekommen, der irgendwie einst in der Locanda zurückgeblieben war und manches Jahr unbe-
 nutzt auf dem Boden gelegen hatte. Der große Sattel, vorn mit Pistolenhalstern, bedeckte fast ganz das kleine Thier und reichte ihm bis weit auf den Hals hinauf, während die langen Zipfel der rothen Schabracke fast bis auf die Erde daniederhingen. Unser getreuer Ivanowitsch, dieses Musterbild eines Feldsoldaten und ausgezeichneten Dieners, der den Capitain nun schon über zwanzig Jahre bei allen seinen Kreuz- und Duerfahrten begleitet hatte, saß auf einem Pack-
 sattel, den man einem Wallach aufgelegt hatte, der statt des fehlenden Zaumes nur mit einem Halfter, roh aus ungegerbten Streifen von Ziegenfell bereitet, gelenkt wurde. Da der Packsattel sehr breit war und keine Steigbügel hatte, so war der Sitz rittlings auf demselben unserm guten Ivanowitsch bald zu unbequem, und er zog es vor, nach Frauenart beide Füße auf einer Seite haltend zu reiten, obgleich wir Bergauf Bergab oft im scharfen Trabe forteilten. Doch Ivanowitsch war ein geborner Centaur und in jedem Sattel gerecht, und so machte ihm dies auch Nichts aus. Mit den wenigen Sachen, die wir beim Schiffbruch gerettet hatten, war ein Packpferd beladen, das an denselben nicht allzuschwer zu tragen brauchte; dasselbe lief ganz zügellos hinter uns her, stets der Gangart unserer Pferde folgend. Man kann es in Corsika häufig sehen, daß oft sechs bis acht solcher Packpferde ganz ohne Zaum und Bügel in einer Reihe frei hinter einander traben und nur auf dem vordersten Leitpferde ein Reiter sitzt. Die schmalen, oft sehr gefährlichen Bergpfade im Innern der Insel, wo es an fahrbaren Straßen oft noch sehr fehlt, erfordern diese Sitte, da das Anbinden der Pferde hintereinander zu gefährlich wäre. Verunglückt jetzt auch ein Thier, so geht es doch nur allein zu Grunde, während es sonst die anderen

mit in den Abgrund hinabreißen würde. Auch kann ein frei laufendes Pferd besser klettern und sich die sichersten Stellen aussuchen, als ein angebundenes. So böse und tückisch die corsischen Bergpferde übrigens häufig sind und besonders nach einem Fremden gern schlagen und beißen, so sicher und gelehrig sind sie auf der andern Seite wieder.

Es war ein herrlicher Morgen, den wir uns ausgesucht hatten, und da der Weg von malerischer Schönheit sich zeigte, so gewährte mir der Ritt trotz meines anfänglich sehr schmerzenden Armes viel Interesse. Ein prächtiger Wald war es, durch den wir zogen. Pinien, so groß, wie ich sie noch nicht sah, standen mit Eichen, Gichen und Ahornbäumen in den schönsten Gruppen vereinigt, dazwischen die großen Myrthengesträuche, die mich sehr an meinen früheren Aufenthalt in Algerien erinnerten, wo die französischen Soldaten ihre Bidouakfeuer so oft nur mit Myrthengebüschen unterhielten. Höher und üppiger sind die Myrthen, Oleander und Rosmarinbüsche in den Wäldern des Atlasgebirges, wie in denen Corsika's; sonst herrscht doch auch in letzterem schon eine wahrhaft südliche Vegetation, die sehr an Afrika erinnern kann. Ein angenehmer Wohlgeruch quoll übrigens aus allen diesen Büschen und Bäumen, und es war wirklich oft, als wenn man sich in einem Spezereiladen befinde. Dabei glänzten die Thautropfen so klar und hell, gleich ausgestreuten Perlen, auf den grünen Blättern und vielfarbigen, bunten Blüthenkelchen, und die Singvögel, unter denen sich besonders eine Art von Drossel häufig zeigte, zwitscherten harmonisch ihren Morgengesang. An manchen Stellen des Weges, wo der weite Forst, der oft noch ganz einem Urwald glich, sich bisweilen etwas lichtete, hatten wir eine freie Aussicht auf den über 8000 Fuß hohen „Monte Renoso“ mit seinen wilden, furchtbar zerklüfteten Felsen. Wie aus flüssigem Silber gegossen, so glänzend und scharf gezeichnet schimmerte sein mit vielem Schnee bedecktes

Haupt in den dunkelblauen, klaren Himmel empor. Die tiefste Einsamkeit umgab uns aber fast beständig, denn der des Weges kundige Pasquale hatte einen kleinen, fast nie betretenen Richtpfad gewählt, der mitten durch den Forst führte. In einem der vielen klaren, schnellrauschenden Bergwässer, durch welche wir reiten mußten, stießen wir auf ein starkes Rudel, wohl 20 bis 25 Stück zählend, von Hirschen groß und klein, alt und jung bunt durcheinander, die hier ihren Durst gelöscht hatten. Neugierig und lauschend blickten uns die schlanken, edeln Thiere zuerst an, da wir unsere Pferde angehalten hatten, um sie ruhiger besehen zu können. Ein Geräusch von unserer Seite mußte plötzlich ihren Argwohn erregt haben, denn das mächtige Geweih auf den Rücken zurücklegend, schossen sie sogleich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in das dicke Gehölz hinein und waren in wenigen Secunden unsern Blicken entschwunden. In solchen Hirschen und wilden Schweinen soll der Forst von Vizzavona noch eine ziemliche Zahl enthalten, ebenso wie auch noch Wölfe auf der Insel Corsika vorkommen sollen. Auf einer andern Stelle sahen wir einen mächtigen Adler, so groß wie ich noch nie einen in der Freiheit erblickte, in den Lüften. Die breiten Flügel weit ausgebreitet, schwebte das königliche Thier fast regungslos in dem klaren Aether, mit scharfem Blick wohl nach Beute spähend. Pasquale, der diese Adler haßte, da sie seinen Schaaf- und Ziegenherden oft beträchtlichen Schaden zufügten, feuerte vom Pferde aus. Die Entfernung mußte aber zu weit sein, als daß die Kugel den Vogel erreichen konnte, denn ungetroffen und gleich als verachte er seinen Feind, stieg er in langsamen Kreisen immer höher, bis er zuletzt fast nur noch gleich einem schwarzen Punkte in den Wolken erschien. Diese großen Adler sollen in Corsika noch ziemlich häufig sein und eine große Kühnheit und dabei Kraft besitzen. Unser Wirth erzählte uns, daß sie bisweilen auf schon ziemlich erwachsene Ziegen und Schaafse herabstießen und diese durch die Lüfte

auf ihre meist unzugänglichen Horste führten. Vor zwei Jahren war auf den Weiden des Pasquale Giavanolli ein großer Steinadler auf merkwürdige Weise erlegt worden. Derselbe war nämlich auf einen alten Ziegenbock, der sehr lange, gerade, aufwärtsstehende Hörner hatte, mit solcher Gewalt herabgeschossen, daß er sich dieselben durch die Brust bohrte. Der Adler, auf solche Weise an den Bock genagelt, hatte sich weder erheben noch befreien können. Den so Gefangenen, der übrigens furchtbar mit den mächtigen Flügeln um sich geschlagen haben soll, hatten die herbeigeeilten Hirten mit ihren langen mit Eisen beschlagenen Bergstöcken getödtet. Der Ziegenbock soll übrigens so von den Krallen des Adlers, die dieser im Todeskampfe in seine Seiten geschlagen hatte, verwundet worden sein, daß man ihn auf der Stelle schlachten mußte. Auch noch viele andere, nicht uninteressante Geschichten von Adlern, deren Wiedererzählung wohl hier aber zu weit führen würde, theilte uns der Alte mit, wie er denn überhaupt das Plaudern sehr liebte, wenn der Weg dies nur irgendwie erlaubte.

Oft war dieser nämlich so schmal, daß nur ein Pferd hinter dem anderen denselben passiren konnte; Pasquale, als Führer, eröffnete den Zug, und wir andern folgten ihm in einer Reihe, bis zuletzt das Packpferd dieselbe schloß. Unmittelbar neben jähren Abgründen schlängelte sich oft der schmale, unebene Weg dabei an den Felsen hin, und es gehörte schon ein schwindelfreier Blick dazu, um ohne Grauen in dieselben hinabzuschauen. Ein Fehltritt, ein Ausgleiten des Pferdes hätte unfehlbar Roß und Reiter in die Tiefe hinabgestürzt. Doch ein corsischer Bergkletterer geht sicher und ohne Gefahr, und wer schon viel im Gebirge und gar in den Schluchten des Atlas geritten ist, der gewöhnt sich bald an dergleichen Wege. Oft führte uns der Weg auch wieder in der Ebene so dicht unter den mächtigen Bäumen durch, daß man darauf achten mußte, nicht von den darniederhängenden Zweigen derselben aus dem Sattel gestreift

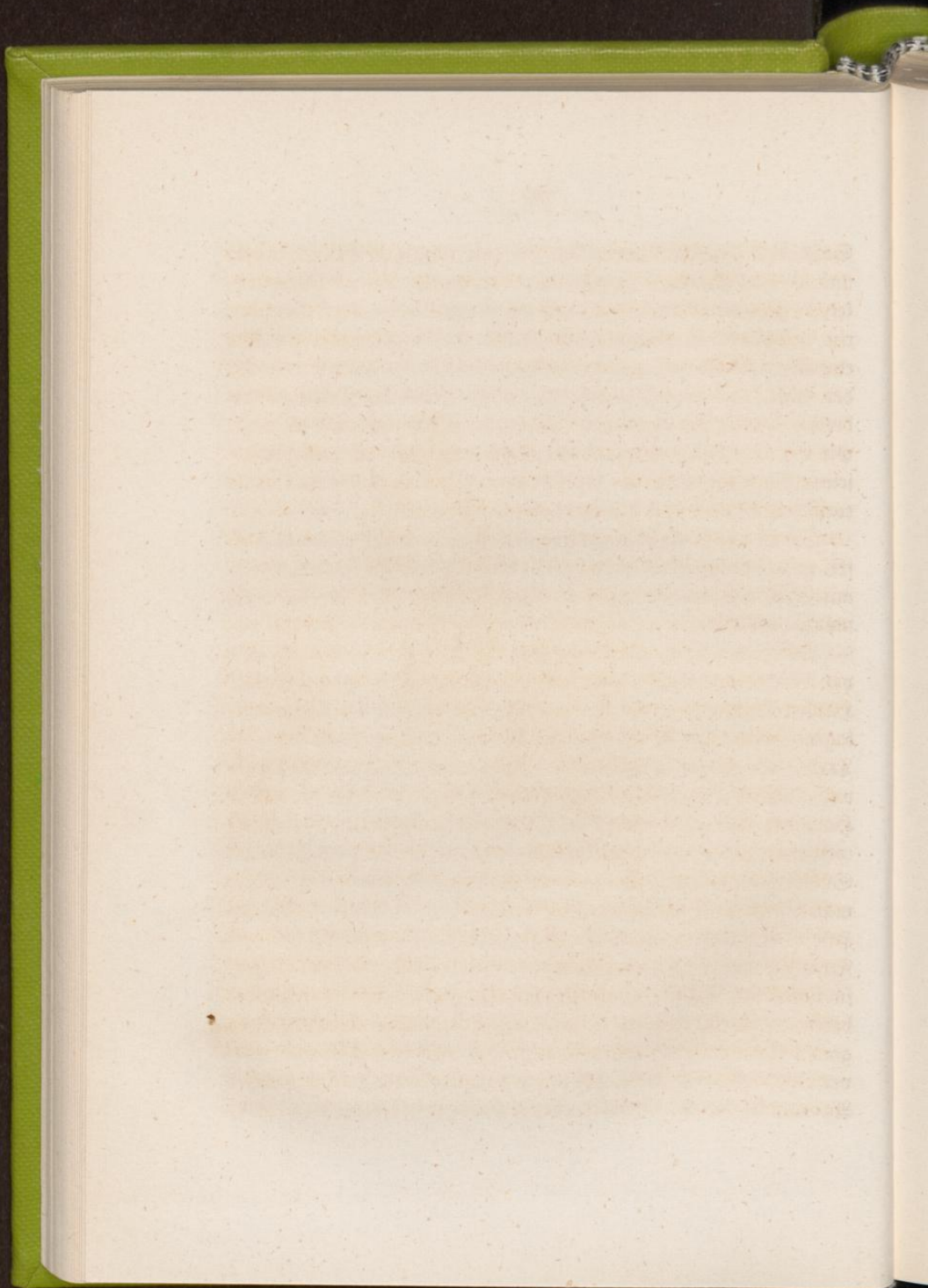
oder doch unsanft berührt zu werden. Ganze Strecken ging es dann wieder in den jetzt ausgetrockneten Betten von Bergwässern fort, und diese benutzten wir dann, um trotz der vielen Steine und Fels-trümmer in denselben unsere Rosse tüchtig austraben zu lassen. So war stets Abwechslung in mannichfacher Weise, und das Auge konnte nicht ermüden, alle die vielen, verschiedenen Eindrücke, die sich ihm boten, in sich aufzunehmen.

Gegen zehn Uhr, wie wir wohl schon an fünf Stunden ununterbrochen so fortgeritten waren, ohne nur eine menschliche Seele zu sehen, ward die Luft ungemein drückend und heiß, und ein schwüler Siroccowind, diese Plage Corsika's, begann uns mit seinem warmen Hauch anzublasen. Es war daher ein vernünftiger Gedanke des Alten, der von unserer Seite ungetheilte Billigung fand, als er vorschlug, die heißesten Mittagsstunden, siesta, bei einigen Ziegenhirten zu halten. Bald kamen wir bei der Höhle, die denselben als Wohnort während des ganzen Sommers diente, an. Wildere Gestalten wie diese beiden Hirten, Vater und Sohn, habe ich selten in Europa gesehen. Auf dem Kopf das so verschossene Baretto, das man seine Farbe nicht erkennen konnte, den Oberkörper ohne Hemd bedeckte eine offene Tasche von ungegerbtem Ziegenfell, die rauhe Seite nach Außen, die Beine kurze, weite Hosen von einem braunen Stoff, der von den Frauen aus Ziegenhaar gewebt wird; die Kniee waren nackt, die Waden von Gamaschen aus Ziegenfellen umschlossen, und Sandalen von gleichem Fell an den strumpfslosen Füßen mit Riemen umgeschürzt: dies war ihr Anzug. Man sieht, das Thier, das ihrer Hut anvertraut war, mußte ihnen nicht allein Nahrung, sondern auch fast ausschließlich die Kleidung liefern. Der nie fehlende Karabiner hing Jedem über den Rücken; dabei waren die Gesichter, Hände, Kniee und die offene Brust Beider so gebräunt, daß die Beduinen der afrikanischen Küste eine nur um Weniges dunklere Hautfarbe zeigten. Sonst hatten Vater wie



Waltmann & Sohn & Mamey Berlin

Corsische Hirten.



Sohn edle, ausdrucksvolle Gesichter mit scharfgeschnittenen Zügen und kühnen, blitzenden Augen, und besonders der Alte, dem ein dichter, weißgrauer Bart bis fast auf die offene Brust niederhing, hätte ein prächtiges Studienbild für einen Maler abgegeben. Uns empfingen Beide mit großer Höflichkeit, aber mit dem Stolz, der den echten Corsen nicht verläßt. Unser Wirth hatte auch einige dreißig Ziegen und Schaafse bei ihnen auf der Weide, denn ich hörte, wie der Alte ihn mehrmals um Rath frug und sehr aufmerksam seinen Worten, von denen ich übrigens nichts verstand, da sie im corsischen Dialect schnell gesprochen wurden, zuhörte.

Damit unsere Rosse sich nicht verlaufen konnten, wurden sie nicht frei gelassen, sondern der junge Hirt mußte bei ihnen bleiben, um sie mit Gras und Kräutern, die er schnell mit einer kleinen Sichel abmähte, zu füttern.

Die Höhle selbst, in welche der Alte uns führte, war lediglich von der Natur gebildet, ganz ohne Nachhilfe der Menschen. Ein Haufen Gras und Moos in einer Ecke, auf dem einige Ziegenfelle lagen, bildete das Nachtlager der Hirten. Einige Bänke und ein Tisch, roh aus unbehauenen Baumstämmen zusammengeschlagen und mehrere Holzsteller, Kübel und Schüsseln machen den ganzen Hausrath derselben aus. Viel weniger Bedürfnisse, wie so ein corsischer Ziegenhirt, kann selbst der rohe Wilde auf der Insel der Südsee nicht besitzen. Als fast einziges Zeichen der Kultur konnte man den großen, schwarzberuften Kessel, der dicht am Eingange der Höhle über einem kunstlos aus Feldsteinen zusammengesetzten Feuerherd hing, ansehen. Er war aber den Hirten nothwendig, da in ihnen die Milch aufgefotten werden mußte, um den Käse zu bereiten. Trotz aller dieser Einfachheit bot übrigens die Höhle, die ganz tief in den Berg hineinging, so daß man ihr Ende gar nicht verfolgen konnte, während der heißen Mittagsstunden einen köstlichen Aufenthalt, da es ungemein kühl und frisch in ihr war; auch die

Aussicht in die dicht mit Wald bewachsenen Thäler und Berge, aus denen sich die silbernen Häupter der Felsenriesen „Monte d'oro“ und „Monte Renoso“ in ihrer majestätischen Höhe erheben, war sehr reichhaltig. Durch eine Thalschlucht hindurch konnte man auch recht klar den blauen Spiegel der Gewässer des Mittelmeeres erkennen.

Die Bewirthung, die uns der alte Hirt vorsehen konnte, zeigte sich als sehr einfach und bestand nur in Ziegenmilch und Ziegenkäse. Hiervon allein und von Kastanien, die ihnen als Brod dienen müssen, leben die Hirten oft viele Wochen lang, denn Brod essen sie in den Bergen fast nie, Fleisch aber nur, wenn sie hie und da ein junges Zicklein oder ein durch einen äußeren Unfall verunglücktes älteres Thier, was bisweilen vorkommt, schlachten müssen. Da Pasquale in der „Zaina“ (Ziegenschlauch), die an seinem Sattel hin, vorsorglich etwas Wein mitgenommen hatte, so hielten wir übrigens den Umständen nach ein ganz erträgliches Mahl. Ermüdet und etwas angegriffen streckte ich mich bald auf das Mooslager hin und hielt einen ungemein erquickenden Schlaf von einigen Stunden.

Beim Erwachen, als wir uns gegen 3 Uhr Mittags zum Wiederaufbruch rüsteten, sagte der polnische Capitain mir, daß während meines Schlafes zwei „Banditi forti“ in der Höhle gewesen und ein langes Gespräch mit unserem Pasquale gehabt hätten. Die Kerle seien bis an die Zähne bewaffnet gewesen, denn außer dem doppelläufigen Karabiner habe Jeder im Gürtel noch zwei Pistolen und ein langes Dolchmesser stecken gehabt. Gegen ihn wären sie übrigens sehr höflich gewesen und einigen Tabak, den er ihnen geschenkt, hätten sie mit großem Dank angenommen. Auch mich Schlafenden hätten sie lange mit Neugierde betrachtet und Einer derselben meine Brille, die ich abgenommen und neben mich gelegt hatte, sich lachend auf die Nase gesetzt. Meine sehr schönen

Pistolen wären lange und mit sichtbarem Vergnügen von diesen Banditen betrachtet worden und sie hätten die ihrigen damit verglichen.

Paßquale erzählte uns später, als wir allein waren, daß einer dieser Banditen Jose Salicettini gewesen sei, auf dessen Kopf das Gouvernement einen Preis von 1200 Francs gesetzt habe, da schon an zehn Menschen, theils in der „Vendetta,“ theils im Gefecht bei seiner Nachstellung, von ihm erschossen worden seien. Noch vor einigen Wochen habe er zwei Soldaten von dem Bataillon der „mobiles corses,“ die Gensd'armeriedienste verrichten helfen, welche auf seiner Verfolgung begriffen gewesen waren, durch zwei Schüsse aus seinem Doppelkarabiner getödtet.

„Uebrigens ist der „Jose,“ der ein Vetter von mir ist und zu meiner „Familia“ gezählt wird, wenn auch ein Bandit, doch dabei ein guter, ehrlicher Mensch, den wir Alle gern haben,“ fügte der Alte in seiner corsischen Anschauungsweise noch hinzu. „Ich habe mich mit ihm und noch einigen andern „Banditi forti,“ die hier umher leben, abgefunden und gebe ihnen alljährlich einige Schläuche Wein, Mehl, einige Ziegen und etwas Tuch zur Kleidung, auch wohl bisweilen einige Pfund Pulver. Alle wir größeren Grundbesitzer hier in den Bergen machen es so und haben unsere bestimmten „Banditi forti,“ denen wir alljährlich einen bedungenen festen Tribut zahlen; dafür thun sie uns nicht allein Nichts, sondern dulden es auch nicht, daß Banditen aus anderen Bezirken uns und unsern Heerden Schaden zufügen. Es ist dies das beste und leichteste Mittel, mit allen diesen Leuten gute Freundschaft zu halten und als gefällige Nachbarn mit einander zu leben,“ fügte er noch hinzu.

Solche „banditi forti“ sollen sich jetzt noch an 150 bis 180 in den Gebirgen Corsika's umhertreiben und sind trotz allen Anstrengungen der zahlreichen und muthigen Gensd'armen und Soldaten,

die alljährlich mehrere blutige Gefechte mit ihnen bestehen, nicht auszurotten. Die tiefe Abneigung der Corsen gegen Alles, was Gesetz und Obrigkeit heißt, die nie in ihren Bestrebungen von ihnen unterstützt wird, und der Zusammenhang, in dem alle diese Banditen mit der Landbevölkerung stehen, machen ihre Vertilgung unmöglich. Dazu gewähren die vielen Wälder und Büsche und die sehr zerrissenen, oft ganz unzugänglichen Gebirge Corsika's diesen Banditen viele und gute Schlupfwinkel. Wenn auch alljährlich einige Duzende von ihnen theils in den Gefechten mit den Gens-d'armen, theils als Verurtheilte auf den Richtplätzen getödtet werden, so ergänzt sich die Zahl doch immer wieder von Neuem.

In Corsika geschehen bei einer Bevölkerung von circa 260,000 Seelen alljährlich durchschnittlich an 230 bis 240 Mordthaten, größtentheils wegen der „Vendetta“ oder aus Zorn und Eifersucht, fast nie aus Raubbegierde. Die nicht abzubringende Sitte, daß jeder corsische Landbewohner stets seinen Doppelkarabiner über der Schulter und seinen Patronengurt um den Leib bei sich führt, trägt natürlich sehr zu diesen ganz unverhältnißmäßig vielen Mordthaten bei. Von solchen Mördern entflieht aber stets eine große Zahl in die Berge und schlägt sich aus Noth und Verzweiflung zu den Banditen, stets die Zahl derselben auf's Neue ergänzend. Uebrigens soll es diesen Leuten in dem armen, schwach bevölkerten Lande oft sehr kümmerlich ergehen, und sie leiden oft großen Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen. Besonders wenn die kühnen, gewandten Voltigeurs der „mobiles corses“, aus lauter Eingebornen bestehend, ihnen auf den Fersen sind, um sich den Preis, der für ihre Habhaftung ausgesetzt ist, zu verdienen, beginnt ihre Noth erst recht. Tage, ja selbst Wochen lang, müssen sie dann in den unzugänglichsten Klüften der steilsten Gebirge in ihren Verstecken hausen

und dürfen dieselben nicht verlassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, erschossen oder gefangen zu werden. Da soll denn schon mancher Bandit später erfroren oder verhungert in den Klüften und Höhlen gefunden worden sein, denn der wilde Trotz dieser Leute ist so groß, daß sie lieber das Aeußerste erdulden, als sich freiwillig ihren Verfolgern überliefern. Sind diese ihnen nicht zu sehr auf der Fährte, so ist die Jagd der Muffto's (wilden Ziegen), die noch ziemlich zahlreich in den Bergen Corsika's hausen, mit einer Hauptbeschäftigung dieser Banditen. Das Fleisch derselben dient ihnen frisch oder geräuchert zur Nahrung, und aus den Fellen verfertigen sie sich einen Theil ihrer Kleidung oder tauschen dieselben gegen andere Stoffe und Pulver durch ihre vertrauten Mittler, gewöhnlich Ziegenhirten, um. Getrocknete Ziegenfelle bilden einen Hauptausfuhrartikel Corsika's, die alljährlich zu vielen Tausenden nach Marseille verschifft werden.

Bei unserem Begrift aus der Höhle verschmähten übrigens die Hirten hartnäckig jede Belohnung in Geld für die Lebensmittel, die sie uns gereicht hatten, nahmen aber etwas Tabak, den wir ihnen gaben, mit großem Danke an. Ueberhaupt ist das Anbieten von Tabak ein sehr gutes Mittel, den corsischen Hirten seinen Dank für kleine Gefälligkeiten, die sie Einem erweisen, abzustatten, da sie die Belohnung mit Geld mit sichtbarem Stolze fast immer abschlagen. Angebettelt bin ich auf der ganzen Insel von einem Corsen übrigens niemals worden. Wie ganz anders auf dem italienischen Festlande, wo Alt und Jung, Mann und Weib, vom eleganten „*primo cameriere*“ (ersten Kellner) des Hôtels mit seinen steifen Vatermördern und Glanzstiefeln bis zum zerlumpten Buben auf der Gasse, stets mit gieriger Hast die weitgeöffneten Hände dem Reisenden entgegenstrecken, eine „*buona manu*“ von ihm zu erbetteln.

Noch einige Stunden hatten wir zu reiten, da glänzten in der

Abendsonne die weißen Häuser von Ajaccio uns entgegen, die sich mit Bäumen untermischt in langer Reihe an einem tief einschneidenden Busen des Meeres hinzogen. In diesem kleinen Orte, der so unscheinbar zwischen den Ulmen und Kastanien, Wallnuß- und Mandelbäumen, die in üppigem Buchse alle Hügel krönen und die Wege umsäumen, zerstreut liegt, war der größte Mann unseres Jahrhunderts, Napoleon Bonaparte, geboren. Wahrlich, ich hielt mein ungeduldig schäumendes Roß unwillkürlich an, als Pasquale Giavanolli französisch, wie er zum leichten Verständniß stets mit mir sprach, ausrief: „Voyez les maisons d'Ajaccio!“

In einer stattlichen Locanda der „Rue Napoleon,“ der Hauptstraße von Ajaccio, die den wohlhabenderen Landbewohnern der Umgegend gewöhnlich als Absteigequartier dient, kehrten wir ein. Wie einen alten werthen Bekannten empfing die gutmüthig aussehende, dicke Wirthin unseren Begleiter, mit dem sie in italienischer Zunge sich unterhielt, während sie mit uns französisch sprach. Wie im Elsaß deutsch und französisch, so wird auf Corsika französisch und italienisch zugleich gesprochen. Das Landvolk bedient sich durchweg nur der italienischen Sprache und versteht häufig kaum französisch; unter den mittleren und höheren Ständen der beiden Städte Ajaccio und Bastia hört man fast durchgängig nur französisch und zwar vielfach mit dem Dialecte der Provence sprechen.

Ein großes Gedränge herrschte in der räumlichen Wirthsstube der Locanda mit ihren braunen Holzwänden aus Nußbaumholz und dem rothen Steinfußboden. Es war am andern Tage eine Art von Wahl oder Versammlung auf der Präfectur, zu der viele Landleute hineingeritten waren; durchgängig ernste Köpfe mit scharfgeschnittenen Zügen und düster blißenden Augen. Wenn sich

*) Sehen Sie die Häuser Ajaccio's!

auch Bekannte oder Verwandte, die sich lange nicht gesehen hatten, herzlich begrüßten und eifrig mit einander unterhielten, so ging verhältnißmäßig doch Alles sehr ruhig und schweigsam zu. Von der sprudelnden Lebendigkeit, der unermüdlchen Zungenfertigkeit, die der Italiener sonst fast immer in so hohem Grade zeigt, findet man bei den Corsen keine Spur. Ein bisweilen fast finster zu nennender Ernst und ein Zug trotziger Wildheit tritt bemerkbar stets bei ihnen hervor. Und dabei funkeln die dunkeln Augen so lebendig, daß man sieht, es ist keine geistige Trägheit, welche diese äußere Ruhe und Schweigsamkeit erzeugt. Ihren Doppelparabier behielten übrigens Alle, selbst beim Trinken auf der Wirthshausbank, über der Schulter hängen, denn ein ächter Corse legt nie sein Gewehr ab, und wenn er schläft, so liegt dasselbe unter seinem Kopfe.

Gegen uns Fremde waren übrigens alle diese finsternen, trotzigten Männer ungemein artig und rückten zusammen, um uns einen bessern Platz einzuräumen, und gaben zwar kurze, aber sehr bereitwillige Antworten auf alle Fragen. Unser Pasquale Giovanolli schien unter allen diesen Landleuten viel Einfluß und Ansehen zu genießen. Mit unverkennbarer Herzlichkeit wurde ihm von den Meisten die Hand gegeben. Das lebhafteste Interesse, mit dem mein Begleiter, der polnische Capitain, und ich uns nach Allem, was den Kaiser Napoleon anbetrifft, erkundigten, schien dem Stolge der Leute zu schmeicheln, denn jeder Corse hat nicht geringen Nationalstolz auf seinen großen, verstorbenen Landsmann.

„Ah, das ist gut, da trifft Ihr den Rechten, der kann die beste Auskunft über den Napoleon geben, den er in seiner Jugend noch gekannt hat,“ rief unser Pasquale aus, wie ein alter Landmann mit schon schneeweißen Haaren, aber sonst noch ganz rüstig aussehend, in die Locanda trat. Der Alte war schon hoch in den achtziger Jahren, wie er uns selbst erzählte, und dennoch heute noch an zwei Stunden von seinem Paese (Dorf) in die Stadt geritten. Auf die Auf-

forderung des Pasquale, der mit ihm befreundet war, setzte sich derselbe zu uns und erzählte uns viele kleine Züge aus dem Jugendleben Napoleons. Er hatte mit demselben und dessen Brüdern, namentlich mit dem „Jose“), als Bube viel gespielt, da seine Schwester als Mädchen im Hause des Advokaten Carlo Bonaparte, des Vaters von Napoleon, diente. „Wenn der Napoleon auch der Kleinste und Jüngste von all' uns Buben war, so wußte er doch seinen Willen durchzusetzen, und wir Andern mußten Alle thun, was er wollte, ohne daß wir eigentlich wußten, wie dies kam,“ erzählte uns der Alte. „Dabei war er stets verschlossen und still für sich, und Spiele, wobei gelacht und gejubelt wurde, oder in denen er nicht die erste Stelle einnehmen konnte, spielte er selbst als Bube von 9 und 10 Jahren, denn später habe ich ihn nicht mehr gesehen, niemals mit. Wenn wir aber Banditi und Carabinieri (Räuber und Soldat) draußen im Felde spielten, da war der kleine Napoleon stets der Erste mit dabei. Wir andern Buben wollten nie gerne die Carabinieri machen und es mußte immer gelooft werden, wer es sein sollte. Napoleon Bonaparte erbot sich aber stets freiwillig dazu, und dann wußte er immer es so zu machen, daß die Soldaten die Räuber überfielen und es zu einer Prügelei mit Stecken zwischen uns kam. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich bei einer solchen Gelegenheit denselben mit einer Gerte tüchtig in das Gesicht geschlagen und dabei das Auge getroffen hatte, so daß dies ganz zuschwoll. Die Mutter von Napoleon, Frau Lätitia Bonaparte, die sehr heftig und zornig war und vor der wir Buben alle große Furcht hatten, wollte mich am andern Tage dafür tüchtig durchprügeln. Der Kleine aber bat für mich gut, und da seine Mutter doch nach einem Besen griff, der in der Küche

*) Joseph, Napoleons ältester Bruder, wurde 1806 König von Neapel und 1808 König von Spanien. Nach dem Sturze Napoleons lebte er längere Zeit in Nordamerika.

stand, fiel er ihr in den Arm, so daß sie mich nicht schlagen konnte. Sonst war er sehr rachfüchtig, und jede Beleidigung, die man ihm absichtlich gethan hatte, wußte er wieder auszulilgen, wenn auch Wochen darüber hingehen sollten. So hatte ihn einst ein größerer, stärkerer Junge, ich weiß nicht warum, sehr hart geschlagen, ohne daß der kleine Napoleon ihm etwas dafür wieder anhaben konnte. Viele Wochen brütete er nun stets vergeblich nach Rache und war ganz finster und niedergeschlagen, daß ihm dies immer nicht glücken wollte. Endlich eines Abends erfuhr er, daß der größere Bube allein nach einem nahen Dorfe gegangen war und erst in der Dunkelheit heimkehren werde. Was thut nun das kleine Ding? Er bindet ein Seil zwischen zwei Ulmenbäumen so niedrig über den Fußpfad, daß der denselben Gehende in der Dunkelheit unfehlbar darüber fallen mußte. Er selbst versteckt sich mit einer Peitsche hinter einen dieser Bäume und hat an zwei Stunden trotz Kälte und Wind gewartet, bis sein Gegner ankommt. Richtig stolpert derselbe und fällt mit dem Gesicht in den Schmutz, und in diesem Augenblicke springt der kleine Napoleon hinter dem Baume hervor und haut mit seiner Peitsche den Liegenden, der gar nicht weiß, wie ihm geschieht, einige tüchtige Hiebe auf, worauf er dann eiligst fortläuft. Gerade dieses starren Kopfes wegen mochten wir übrigen Buben, wenn ich die Wahrheit reden soll, nicht allzugern mit ihm spielen, und der Jose war uns lieber. Was übrigens der Napoleon sich in den Kopf gesetzt hatte, das wußte er auch durchzuführen, es mochte kosten, was es wollte. So waren wir Buben einst nach dem alten Thurm des „castello Vecchio“ auf dem „Monte St. Giovanni“ hier nicht weit von der Stadt gelaufen, dort ein Falkennest mit flüggen Jungen auszunehmen. Der alte Thurm war aber so hinfallig, und die Steine bröckelten beim Hinaufklettern so oft herab, daß selbst die Kühnsten und Gewandtesten von uns endlich von dem Klettern abstehen mußten, und wir ohne Falken schon wieder nach

Hause laufen wollten. Der kleine Napoleon, obgleich er sonst gar nicht sehr geschmeidig war, zeigte sich aber nicht damit einverstanden, fing an zu klettern und kam richtig an das Nest. Schon hatte er ein Junges herausgenommen und uns zugeworfen, das wir in unserer Mühe auffingen, als der Stein, auf dem er stand, abbrach und mit ihm herunterstürzte. Napoleon hätte sich nun sehr leicht den Kopf zerschmettern können, denn die Höhe betrug wohl an 35 bis 40 Fuß, aus der er fiel, und unten am Boden lagen viele große Steinblöcke. Glücklicher Weise erwischte er aber im Fallen die Nester eines wilden Maulbeerbaumes, der da stand, und hielt sich an diesen fest; so kam er denn freilich arg im Gesicht und an den Händen zerschunden auf den Boden herab. Hier war das Erste, was er that, daß er auf den jungen Falken zulief und, ihn hoch in die Höhe haltend, ausrief: „Seht, Jungen, nun hab' ich doch einen Vogel!“ Beim nach Hause gehen mußten wir ihm aber versprechen, seiner Mutter Vätitia nichts von dem Vorfalle zu sagen, denn diese hätte sich sonst geängstigt und wäre dann wohl nachher zornig geworden. Der Napoleon ist stets ihr Lieblingskind gewesen, von dem sie am meisten hielt, außer später von den Töchtern und von dem „Jeromio“), der ihr Nestkuck, wie man zu sagen pflegt, war, den ich aber nicht mehr gekannt habe.“

Solche und ähnliche Scenen aus dem Leben Napoleons wußte der alte Landmann in sehr klarer und dabei lebendiger Ausdrucksweise noch mehr zu erzählen. Wir fragten ihn, ob er später, als sein Jugendspiele sich bis zum Kaiser emporgeschwungen hatte, noch mit ihm in Berührung gekommen sei? Er sagte mir aber, er habe ihn nie wieder gesehen, nachdem er noch als junger Mensch von der Insel fort in die Schulen von Paris und Brienne gebracht

*) Jérôme oder Hieronymus wurde 1807 König von Westphalen und lebt jetzt als kaiserlicher Prinz Jérôme in Paris.

wurde. Auf unser Erstaunen, warum er nie wieder eine Annäherung versucht habe, erwiederte er mit echt corsischem Stolze: „Da der Napoleone grande mich vergessen hatte, so wollte ich mich ihm auch nicht wieder aufdringen. Ich brauchte ihn ja auch nicht, denn Christus sei gepriesen, ich habe mein Haus und meine Ziegenherden und meinen Weinberg, so daß ich mit meinen Kindern leben kann. Nur der „Principe Joachimo Murat*);“ der die Schwester des Napoleon zur Frau hatte, suchte mich 1815 auf, sprach lange mit mir und schenkte mir zum Abschied einen kleinen Goldring, den ich noch aufbewahre. „Wenn er erst wieder König von Neapel sein würde, und er zweifelte gar nicht daran, daß dies geschehen werde, so wolle er mir mehr schenken,“ sagte er mir noch beim Abschied. „Doch dem armen Joachim haben sie bald eine Kugel vor den Kopf gegeben.“

Es ist bezeichnend für den Charakter Napoleons, daß er sich seiner Geburtsinsel Corsika so selten erinnerte und so wenig für sie gethan hat. Ich glaube, es lag darin mit, daß die Insel nach Lage und Sitten ihrer Bewohner stets naturgemäß zu Italien gezählt wird, Napoleon aber gern als echter Franzose gelten und sich und dem übrigen Frankreich vergessen machen wollte, daß er eigentlich der Geburt nach ein Italiener war, obgleich die Insel wenige Monate vor seinem Geburtstage durch die Gewalt der Waffen von den Franzosen unterworfen war.

Desto mehr erinnern sich, wie gesagt, die Corsen selbst ihres berühmten Landsmannes, und sein Gedächtniß wird bei ihnen auf alle Art geehrt. Seltsamer Weise fehlte aber bis vor kurzer Zeit in Ajaccio eine Bildsäule Napoleons. Erst der jetzige Präsident, oder

*) Joachim Murat, 1805 Großherzog von Berg, 1808 König von Neapel, nach dem Sturze Napoleons, und nachdem er einen Aufstand in Calabrien versucht, am 15. October 1815 erschossen.

vielmehr jetzt Kaiser Napoleon III., der auf geschickte Weise das Andenken seines großen Vorfahrs für sich überall auszubeuten versteht, schenkte vor zwei Jahren der Stadt ein Standbild desselben. Es ist eine Marmorstatue etwas über Lebensgröße. Napoleon, noch als Consul, ist in römischer Toga mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, in der Hand ein Ruder haltend, welches er auf eine Weltkugel stützt, dargestellt. Man sprach übrigens in Ajaccio davon, Louis Napoleon habe versprochen, wenn seine Dynastie sich erst mehr auf dem französischen Kaiserthronen befestigt habe, so wolle er der Stadt, welche die Wiege seines Geschlechts ist, auch eine bessere Bildsäule seines großen Vorfahrs schenken. Ajaccio selbst, ja ganz Corsika ist zu arm dazu, als daß es allein aus eigenen Mitteln ein Standbild herstellen lassen könnte, würdig des großen Mannes, welchen es darstellen soll.

Die Nacht war schlecht verbracht, denn aus Mangel an Platz mußte ich mit noch andern corsischen Gutsbesitzern das große Schlafgemach theilen, und unter diesen waren einige Schnarcher, die wirklich ein gräuliches Nasenconcert in allen möglichen Tönen, vom feinsten Diskant bis zum tiefsten Bass, aufführten. Allzuviel Bequemlichkeit aller Art darf man in einer corsischen Locanda überhaupt nicht erwarten, denn auf verwöhnte, vornehme Gäste sind die Leute nicht eingerichtet. Selbst englische Touristen, die doch sonst überall in so großen Haufen, wo nur etwas ihrer Aufmerksamkeit werth sein kann, hinzupilgern pflegen, haben Corsika noch fast gar nicht bereist, obgleich man von Livorno in so kurzer Zeit hinsegeln kann.

Am andern Morgen besuchten wir in Begleitung des alten Jugendgefährten Napoleons das Haus, in dem der große Kaiser geboren war.

Man biegt von der Rue Napoleon in eine Quergasse und kommt dann auf einen viereckigen Platz von mäßiger Größe, der,

wie fast alle Plätze von Ajaccio, mit einigen Ulmenbäumen besetzt ist. Ein einfaches, graues Haus von drei Stockwerken, mit nur wenigen Fenstern Front, steht an einer Ecke desselben. Es ist das Geburtshaus von Napoleon Bonaparte, der am 15. August 1769 hier das Licht der Welt erblickte. Durch Nichts, weder im Aeußern, noch im Innern zeichnet sich dies Gebäude vor den mittleren Bürgerhäusern aus, wie man sie in Frankreich und Oberitalien zu vielen Tausenden findet, und auch auf die Erhaltung desselben schien bisher nur geringe Sorgfalt verwendet zu sein, denn das Ganze sah baufällig und versallen aus. Sonst ist das Haus noch nicht sehr alt, denn es ward im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von einem Fischhändler erbaut. Bei dem alten Corsen erwachten jetzt, wo er die Räume wieder betrat, in denen er als Bube so oft gespielt, die Erinnerungen an jene Zeiten mit doppelter Lebendigkeit. „Ecco Signori*)“ (denn er sprach nur italienisch), aus jenem Fenster ist der Jose und Napoleon oft heimlich herausgestiegen, wenn die Mutter sie daselbst im Zimmer eingeschlossen hatte, damit sie die Aufgaben, die der geistliche Herr ihnen gegeben, lernen sollten. Besonders Napoleon wollte niemals auswendig lernen und sagte seine Gebote und Sprüche am schlechtesten her. Wenn wir beiden Buben dann kamen und einen gellenden Pfiff auf dem Finger thaten, so wußten die Beiden drinnen, was dies zu bedeuten hatte, und kamen zu uns herausgeklettert, und dann ging es draußen vor das Thor und in die Berge. Ja, ja, das waren Zeiten, solche kommen nicht wieder,“ seufzte der Alte noch dazu.

Unter diesen Erzählungen traten wir in das öde und unbehohnt stehende Haus, das uns ein junges, hübsches Mädchen in corsischer Landestracht, mit der „Mandille“ um das Haar, aufschloß. Ein dumpfe, stickige Luft, wie in lang eingeschlossenen

*) Sehen Sie, meine Herren.

Räumen, quoll uns entgegen und ward erst besser, wie wir rasch die grauen Jalousieläden öffneten, Sonnenschein und Frische einzulassen. Ganz öde und leer, ohne Geräthe waren alle die mäßig großen Zimmer, mit ziemlich niedriger, weißer Decke und rothem Steinfußboden, wie man sie in ganz Corsika trifft. Unser alter Bauer machte einen guten Führer und wußte besser noch in dem Hause Bescheid, wie das junge Mädchen.

Das Zimmer, in dem der große Eroberer zuerst das Licht der Welt, von der er sich später einen so mächtigen Theil unterwarf, erblickte, liegt eine Treppe hoch. Es ist ein einfacher Raum mit zwei kleinen Fenstern, ausgeschlagen mit einer groben, schlechten Papiertapete von blauen Mustern. Die Lätitia habe hier stets geschlafen, sagte uns der Alte, während die Geschäftszimmer ihres Mannes, der ein Advokat mit bedeutender Praxis unter dem Landvolk war, sich in der untern Etage befanden. Nicht weit davon ist ein kleines, einsames Zimmerchen auf die Straße heraus, was Napoleon bewohnte, als er schon so groß war, daß seine ernstesten Arbeiten und Aufgaben es nöthig machten, ihm statt der gemeinschaftlichen Kinderstube mit den übrigen immer zahlreicher werdenden Geschwistern ein eigenes Gemach einzuräumen.

In der Wand sind in diesem Zimmer zwei kleine Wandschränke angebracht, in denen der Knabe Napoleon seine Bücher und Schreibgeräthe aufbewahrte. „Seht, hier am Fenster stand sein Schreibtisch, der aus Föhrenholz und grau angestrichen war; ich erinnere mich dessen noch recht gut,“ sagte der Alte mit großer Lebendigkeit zu uns, „und da arbeitete er immer stehend, und wenn er verdrießlich war, oder ein Gedanke ihm nicht recht in den Kopf wollte, so pflegte er mit der Hand an den Fensterscheiben zu trommeln. Einst, wo er sehr unwillig war, denn der Vater hatte ihn tüchtig in meiner Gegenwart ausgescholten und ihm gesagt, er würde nie ein guter Advokat werden, wozu er anfänglich bestimmt

war, trommelte er, als derselbe fortgegangen war, so stark an die Fensterscheiben, daß das Glas zerbrach. Da war denn eine große Verlegenheit, denn die Frau Lätitia war sehr geizig, und Taschengeld bekamen die Jungen fast gar nicht. Wir beriethen uns, wie wir das Geld zu einer neuen Fensterscheibe bekommen sollten, und der Napoleon gab mir endlich ein hübsches kleines Netz zum Handfischen, das ihm seine Schwester Karolina gestrickt hatte. Das mußte ich heimlich verkaufen, und von dem Gelde wurde die Fensterscheibe, die der Glaser im Stillen einsetzte, bezahlt. So erfuhr die Lätitia Nichts davon, und der Zank war vermieden, denn sie war eine heftige Frau, und mehr wie einmal habe auch ich Ohrfeigen von ihr erhalten.“ Während der alte Corse uns dies erzählte, war der polnische Capitain auf der Stelle wo Napoleon's Schreibtisch gestanden hatte, auf die Kniee niedergesunken und küßte den Boden, auf den derselbe seine Füße gestellt. Später bröckelte er mit dem Messer ein kleines Stücklein von den rothen Fliesen des Fußbodens los und steckte dasselbe sorgsam in Papier eingewickelt in die Tasche. Der Mann war ein leidenschaftlicher Verehrer des Kaisers Napoleon, unter dem sein Vater an zwanzig Jahre gefochten und von ihm eigenhändig mit einem schönen Ehrensäbel beschenkt worden war.

Auch die ziemlich geräumige Küche zeigte uns der Alte. Nach corsischer Sitte diente dieselbe des Abends den Dienstboten zum Versammlungsort, die beim Schein des Herdfeuers hier spannen und sich die meist düsteren und blutigen Sagen des Landes erzählten. „Hier in der Ecke saß oft des Abends eine alte Base von mir, die viel in das Haus kam, und wir Kinder drängten uns dann um sie herum, daß sie uns Geschichtchen erzählen sollte, von denen sie viele wußte, und die sie trefflich vorzutragen verstand. Das mochte der kleine Napoleon gerne hören und konnte stundenlang ruhig sitzen und die Alte mit seinen großen dunkeln Augen unbeweglich anstarren, wenn sie von dem Campiero und den langen blu-

tigen Kämpfen unseres Volks gegen die Genuesen erzählte. Lieber als alles Spielen mochte der Napoleon solche Kriegsgeschichten hören, und die alte Base, Gott habe sie selig, sie ruht nun auch schon an sechzig Jahre unter der Erde, hatte ihn deshalb von all' uns Buben am liebsten. „Der wird noch mehr, wie Ihr Alle, und mehr, wie der Jose,“ sagte sie einst, wie mir noch wohl erinnerlich; „Schade, daß Du Advokat werden sollst, Du müßtest so ein Mann wie unser Paoli*) werden und die Franzosen,“ welche die Alte haßte, „von der Insel vertreiben helfen,“ sagte sie zu ihm, der vor ihr stand. Ja, dort auf dieser Ecke des Herds hat Napoleon manche Stunde gegessen. Auch sonst schwänzelte er gerne in der Küche herum, denn er war eigentlich so eine Art von Leckermaul, und die „Polenta“ konnte ihm nie fett genug sein. Wenn wir Buben uns Fische gefangen hatten, was oft vorkam, dann bat er immer meine Schwester, die ihn gern hatte, daß sie uns dieselben extra kochen solle, ohne daß die Mutter etwas davon merkte; besonders die Friglia und den Capone (Fischarten) mit einer rothen sauren Brühe von „Pomi d'oro“ (Liebesäpfel) mochte er gerne essen. Wenn wir Buben uns in den Bergen recht müde gemacht hatten und bekamen dann so ein Extra-Gericht und einige Feigen oder Granatäpfel dazu, so hielten wir einen köstlichen Schmaus.“

„Ich glaube kaum, daß es dem Napoleon später, als er Kaiser in Paris war, besser geschmeckt haben wird, als damals hier in dieser Küche,“ erzählte der Alte noch. Im obern Stock des Hauses sollen übrigens einige kleine Baulichkeiten vorgenommen sein, sonst soll sich Alles noch in dem fast unveränderten Zustande, wie es damals zur Knabenzeit des Napoleon Bonaparte war, befinden.

*) Paoli hatte die Unabhängigkeit Corsika's längere Zeit gegen Genua, zuletzt gegen Frankreich mit großer Tapferkeit vertheidigt, mußte aber 1768 der französischen Uebermacht weichen; in diesem Jahre ward Corsika französische Provinz.

Wohin die Mobilien und sonstigen Hausgeräthe gekommen sind, wußte Niemand in Naccio uns mit Bestimmtheit zu sagen. Einige meinten, Madame Lätitia habe, als sie nach Frankreich zog, ihr ganzes Hausgeräth, was nicht viel Werth gehabt haben soll, denn die Familie befand sich besonders nach dem Tode des Vaters in sehr mäßigen Vermögensumständen, in einer Auction meistbietend versteigern lassen. Einige werthvolle Geräthe aus jenem Hause in Naccio sollen sich später noch in ihrem Palaste in Rom befunden haben. Da man doch die ächten Mobilien nicht mehr herbeischaffen kann, so thut man wohl daran, das Haus öde und unmöblirt zu lassen, denn falsche Geräthe würden in demselben nur einen unangenehmen, störenden Eindruck machen.

Wie uns das junge Mädchen, das übrigens trotz ihrer corsischen Nationaltracht recht gut französisch sprach, erzählte, wird dies Geburtshaus Napoleons nur von wenigen neugierigen Fremden besucht, und dies sollen größtentheils nur Italiener sein. Was übrigens von französischen Soldaten auf irgend eine Weise nur nach Corsika kommt, versäumt gewiß nicht, diese Geburtsstätte ihres Kaisers zu besuchen und zur bleibenden Erinnerung einige Blätter von den Ulmenbäumen, die vor dem Hause stehen, mitzunehmen.

Einige Stunden beinahe verweilten wir in dem öden, leeren Hause, in das durch die geöffneten Fenster die Morgen Sonne gar freundlich schien, und durchkrochen es von oben bis zum Keller. Letzterer ist nicht sehr groß, und der Weinorrath des Carlo Bonaparte kann nicht allzubedeutend gewesen sein. Hatte der Mann doch bei nur mäßigem Einkommen und geringem Vermögen neun lebende Kinder, die ihm seine feurige und lebhaftige Frau gebar, zu ernähren! Da konnte freilich auf einen guten Keller nicht viel verwendet werden. Der Alte erzählte uns übrigens, daß der Advokat Carlo Bonaparte ein lustiger, gutmüthiger Mann gewesen sei, der gern allabendlich in die Locanda gegangen, um mit den Nachbarn ein

Stündchen zu plaudern und einige Foglietten guten Weines zu trinken. Die Frau habe das Regiment im Hause gehabt und sei etwas heftig und dabei sehr sparsam gewesen. Letzteres sei übrigens wohl dringend nöthig gewesen, denn bisweilen habe es so an Geld gemangelt, daß seine Schwester ihren Lohn nicht habe zur gehörigen Zeit ausbezahlt erhalten können. Trotz der zahlreichen Familie wurden gewöhnlich auch nur zwei Dienstmädchen gehalten. Uebrigens sollen die Knaben nicht verwöhnt worden sein und sich alle Morgen ihre Kleider selbst ausgeputzt haben.

Als wir endlich das Haus wieder verließen, von dem sich besonders der polnische Capitain, der jeden Stein daselbst aufmerksam besah, gar nicht trennen konnte, wollte das junge Mädchen anfänglich gar keine „buona manu“ für ihre Bemühungen nehmen, so daß wir ihr förmlich etwas Geld aufdringen mußten. Im übrigen Italien und Frankreich, aber auch bei uns in Deutschland hat man solche Zartheit von Personen, die historische Merkwürdigkeiten zeigen, sonst nicht zu erwarten. Ein schönes, grünes Zweiglein von dem Ulmenbaume vor dem Hause brach sich Jeder von uns zur Erinnerung noch ab. Wir verließen Corsika, nachdem wir von unseren Freunden den herzlichsten Abschied genommen. Wir konnten uns dabei nicht verhehlen, daß wir solche herzliche Gastfreundschaft, wie auf diesem wenig besuchten Eilande, beinahe nirgends in Europa gefunden. Lange noch lebte dies Gefühl in meiner Seele fort und machte mir die Erinnerung an die daselbst verlebten Tage zu einer der angenehmsten und heitersten meines Lebens.